

Rolf Rendtorff

Kontinuität im Widerspruch

Autobiographische Reflexionen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlag Göttingen

2007, 156 S., 24,90 €

Je älter man wird, desto lieber liest man Biographien. Besonderes Interesse finden die Autoren, die man kennt. Sind es die eigenen Lehrer, ist man erstaunt, was man seinerzeit alles nicht gewusst hat.

Der Heidelberger Alttestamentler Rolf Rendtorff beschreibt sein Leben als »Kontinuität im Widerspruch«. Geboren 1925 ist er aufgewachsen in der Zeit des Kirchenkampfes. Sein Vater war 1930 Landesbischof in Mecklenburg. Man bekommt Einblicke in die Kultur eines nationalprotestantischen Pfarrhauses, das für den Widerstand gegen die Nazis überhaupt nicht vorbereitet war. Rendtorff distanziert sich später davon, erwähnt aber keine politischen oder theologischen Auseinandersetzungen mit dem starken Vater. Traurig erwähnt er lediglich den Mangel an Zärtlichkeit. Zusammen mit den Brüdern nimmt er selbstverständlich an der kirchlichen Jugendarbeit teil, die stark von der Tradition der bündischen Jugend geprägt ist. Deshalb gelingt der Übergang zur Hitlerjugend ziemlich bruchlos. Zwar wehrt man sich gegen Eingriffe der Nazis in die Kirche, ist

aber selbstverständlich bereit, für jene in den Krieg zu ziehen. Man hat nur gelernt, dass Kriege unvermeidlich sind. Auf Familienausflügen singt man: »Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte; drum gab er Säbel, Schwert und Speiß dem Mann in seine Rechte«.

Mit siebzehn Jahren kommt Rendtorff zur Kriegsmarine, überlebt aber den Krieg vergleichsweise unbeschadet. Sein musisch begabter älterer Bruder hingegen kommt noch Anfang 1945 bei Rückzugskämpfen in Pommern um. Rendtorff fragt sich, welche Folgen dessen persönliche Erfahrungen in der Nachkriegszeit gehabt hätten. Über Folgerungen in der Familie berichtet er nichts.

Nach dem Krieg studiert er mit sehr viel älteren Kommilitonen in Kiel, Bethel, Göttingen und Heidelberg. Die Liebe zur hebräischen Sprache lässt ihn Alttestamentler werden. Wer seine Werke kennt, liest mit Interesse, wie sie zustande gekommen sind. Als Schüler von Gerhard von Rad macht er schnell an der Universität Karriere. Doch erst 1959 kommt er erstmals in das »Land der Bibel«. Alttestamentler nennen es wie selbstverständlich »Palästina«. Politisch heißt es aber Jordanien. Übervorsichtig nimmt er nicht einmal Bücher oder Landkarten mit hebräischen Schriftzeichen im Gepäck mit, auch keine hebräische Bibel! Den Staat Israel lernt er erst 1963 kennen. Inzwischen ist er Professor in Berlin und beteiligt sich an deutsch-israelischen Studiengruppen (DIS). Auf einer Reise nach Jerusalem lernt er jüdische Bibelwissenschaftler kennen, die seine Theologie grundlegend verändern. Er setzt sich für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen ein, wird politischer. Als Universitätsprofessor in Heidelberg wird er Mitglied der SPD und lässt die ererbte national-protestantische Vernetzung endgültig hinter sich. Er gründet die Deutsch-Israelische Gesellschaft (DIG), deren Vorsitzender er für viele Jahre ist. Da es ihm allerdings um »kritische Solidarität« geht, gerät er bald in einen Konflikt mit dem damaligen israelischen Botschafter Yohanan Meroz. Darum tritt er 1977 aus der DIG aus und gründet den »Deutsch-Israelischen Arbeitskreis für Frieden im Nahen Osten« (DIAK), deren Ehrenvorsitzender er noch heute ist.

Das Thema »Christen und Juden« gerät nun in den Mittelpunkt seiner Aktivitäten. Er beteiligt sich an der entsprechenden Arbeitsgruppe des Evangelischen Kirchentages und arbeitet in Kommissionen der EKD mit. Er ist federführend bei den ersten großen Denkschriften der EKD »Christen und Juden«. Schließlich gründet er mit anderen das Programm »Studium in Israel«, mit dem sehr viele Theologen in Israel studieren können. Er begnügt sich jedoch nicht mit Dialogen, sondern fragt sich, ob die Trennung von Christentum und Judentum grundsätzlich über-

wunden werden kann. In diesem Zusammenhang denkt er sogar darüber nach, ob er ganz zum Judentum übertreten soll. Ein Wort von Krister Stendhal über den Beginn des Christentums treibt ihn um: »Am Anfang lief etwas falsch.« Diese Frage lässt ihn nicht zur Ruhe kommen. »Ich sehe mich damit weitgehend auf mich selbst gestellt, trotz der vielen guten Freunde und Mitstreiter in diesem Feld. Und ich denke jetzt oft, dass meine eigenen theologischen Möglichkeiten nicht ausreichen, diese Frage in ihrer Komplexität und Tiefe zu durchdenken und womöglich zu klären.« (S. 96)

Nicht ohne Bitterkeit schildert Rendtorff dann seine hochschulpolitischen Aktivitäten als Rektor in studentenbewegten Zeiten. Er kandidiert sogar, allerdings erfolglos, für den Bundestag. Doch dann kehrt er zur Wissenschaft zurück und macht sich Gedanken über eine neue Theologie des Alten Testaments. Hier nimmt er Anregungen aus Amerika auf. Denn inzwischen hat sich der Blick über die Grenzen geweitet. Es ist ein neuer ganzheitlicher Ansatz, der die historisch-kritische Forschung nicht überflüssig macht, aber ihr eine neue Tiefe verleiht. Jedoch gerät er mit seinen jüngsten Werken in eine gewisse Außenseiterposition, die er dankbar bejaht.

► *Wolfgang Wagner*